

# Das Gottesurteil

Autor(en): **Lauber, Cécile**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **25 (1921)**

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571709>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Das Gottesurteil.

Von Cécile Lauber, Luzern.

Als Moïse Hartmann den Brief seiner Schwester erhielt, schmiß er den Schmiedehammer in die Asche und lief nach der Stadt.

Helene schrieb: „Die Meisterin zaust mich bei den Haaren; der Meister wirft den Leisten nach mir. Ich darf nicht länger bleiben.“

Der Weg nach der Stadt verlangte vier Stunden.

Zuerst mußte man durch Wiesen schreiten. Hier blühten Butterblumen, Federnelken und hochstaudige Bärlappen. Dann folgte Wald. Jenseits dehnten sich Moore, an deren Rand es noch weiße und violette Krokus und Halbinseln von Sternblumen gab.

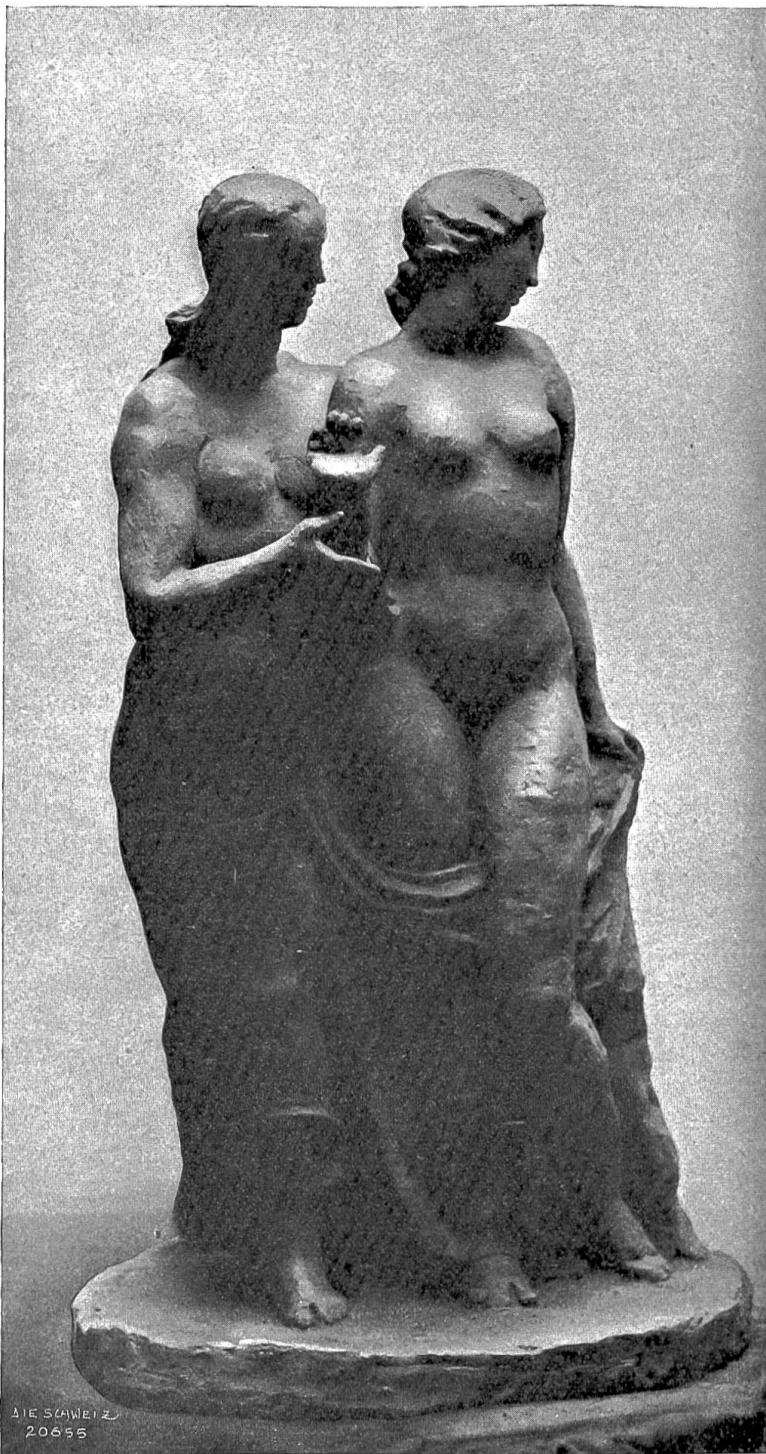
Als Moïse in den Wald einbog, folgte dem Weg zur Seite ein wildes Wasser, das Strudel schlug, Gischte aufwarf, an den Moosen zupfte und Nester fortchwemmte.

Moïse sprach zum Wasser: „Sie wird geschlagen; was heißt das? Was tut sie, daß man sie dafür schlägt? Sie soll aufpassen, daß ich sie nicht am größten treffe.“

In der Stadt betrat er zunächst das Stellenvermittlungsamt. Dann trabte er in die Schuster-gasse.

Kaum geklingelt, öffnete ihm schon Helene.

Ihr stilles Gesicht schwankte ganz blaß über dem abgemagerten Hals und war schwer wie eine Blume, weil die Last der schwarzen Zöpfe, die sie wie eine Haube viermal um den Kopf geschlungen trug, es bedrückte. Drei Kinder hingen ihr an der Schürze. Sie streckte Moïse die Hand hin. Da kam schon die Meisterin von der Küche her gehetzt. Sie trug das Jüngste und setzte es unwirsch auf den Boden. Die beiden Ältesten, die ihr durch die Schulterhöhlen spähten, puffte sie zurück. Ueber ihren



DIE SCHWEIZ  
20855

Hermann Hubacher, Zürich.

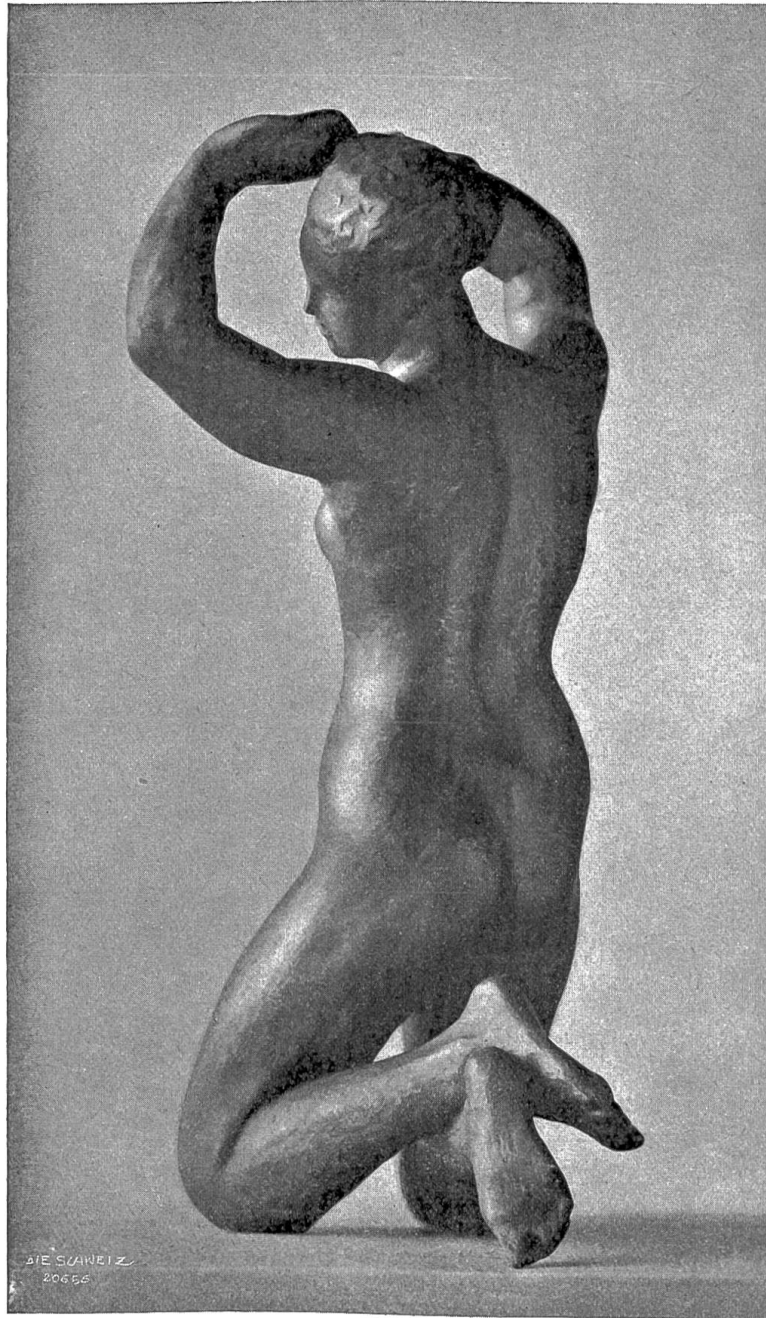
Das Geheimnis.

bloßen Armen lagen die Adern wie Schnüre, und Blut schoß ihr gleich ins verhärmte Gesicht.

„Sind Sie der Bruder?“ frug sie zornig.  
„Das ist ja schön. Gut, daß Sie kommen; Zeit, daß sie geht.“

„Wir geben sie zwar nicht billig her. Keine schaffte so wie sie. Sie ging gleich anfangs heillos ins Zeug. Ich dachte, die wird einen Hochmut haben und sah ihr scharf auf die Finger. Ich schalt aufs geratewohl beständig; sie nahm es bescheiden hin. Ich sagte mir darauf: sie ist verstoßt. Einmal schlug ich sie. Nun wäre alles gut geworden, hätte sie aufgebeehrt oder bloß geweint. Aber sie blieb ganz unbewegt, sah mich sanftmütig an, und die Kinder liefen zu ihr über. Nun wurde meine Wut jeden Tag schrecklicher. Kam sie mir vor die Augen, so wallte mein Blut, wuchs mir die Galle; meine Finger zuckten, aus meinem Herzen stieg die Lust zu schlagen,

Schimpfwörter würgten mich im Halse. Ich bebte fortwährend; jetzt fühlte sie es und wurde unsicher. Sie ließ den Besen fallen, da kochte ich über. War sie zur Türe hinaus, so heulte ich auf vor Schmerz und Scham; denn ich liebte sie mit tausend Dornen. Mein Mann wurde vom gleichen Zorn angesteckt; schließlich packte es noch den Gesellen. Jetzt fluchten, schimpften, schlugen wir. Alle Teufel gingen los. Metermaß, Leisten, Kochlöffel flogen ihr an. Aber keiner fand den Mut, ihr den Dienst zu künden. ... Ein schlechter Mensch bin ich ihretwegen geworden; wenn sie nicht ginge,



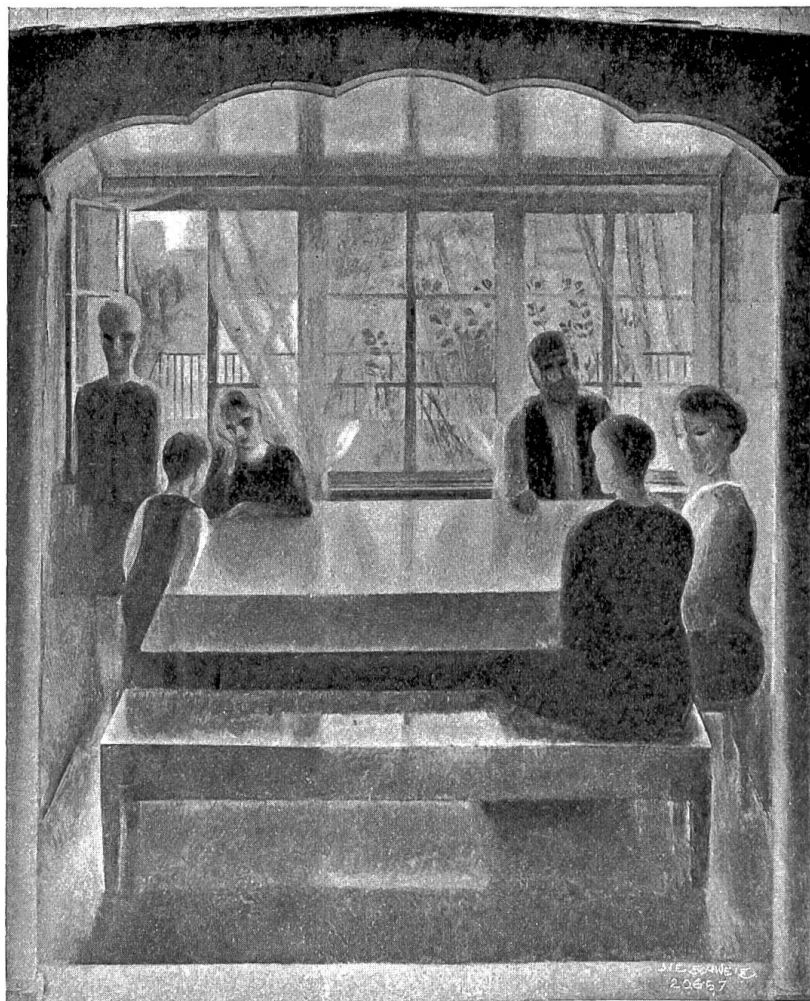
Arnold Hünerwadel, Zürich.

Die Wolke. Bronze.

hätte sie uns alle noch ins Zuchthaus gebracht.“

Die Kinder weinten und drückten sich schuchsend an Helene. Die Meisterin riß sie aber zurück.

Unsäglich verblüfft stand Alois, mit hängender Lippe, gänzliche Ratlosigkeit. Von der Rede summtete ihm nur das Ende im Kopf. Er zog daraus einen merkwürdigen Schluß. Die Augen einkneifend brüllte er los: „Wart, dir will ich's eintreiben, du Luder!“ und umfrallte die Schwester.



Paul Bodmer, Detweil a. S.

Bauernstube. Farbige Komposition.

Mit Tränen wehrte ihm die Meisterin. Sie rollten ihr plötzlich sprungweise wie Erbsen über die Wangen. Sie fand ihr gutes Gesicht wieder; aus allen Falten, aus den Augen, aus den Händen strahlte überquellende, warme Güte. Sie faßte Helenes Hände und stammelte: „Du Liebe, Güte, wie wohl das tut, vom Zorn erlöst zu sein, wie wohl, wie wohl, wie wohl! Nun werde ich mich halb totschinden müssen ohne dich, recht so; und schlafen werde ich keine Nacht mehr, gut so. Du aber kommst nun zu einer freundlichen Frau, gelt?“

Helene lachte errötend. Sie flüsterte: „Nun darf ich wohl die Kinder küssen?“ und die Meisterin führte ihr jedes zu.

Dann holte Helene das Kleiderbündel und zog mit Alois davon.

Sie wanderten durch die Straßen der Stadt, wortlos, obschon die Schwester dem Bruder den Arm unterschob. In

einer Anlage setzten sie sich. Helene suchte auf den Bruder einzureden; aber er knurrte bloß: „Das will mir alles nicht gefallen!“ und aufstehend winkte er ihr nach der offenstehenden Tür einer Kirche. Er sprengte Weihwasser auf den Boden und feuchtete mit dem Rest ihre Stirne. Er zog sie nach dem Hochaltar und befahl ihr niederzuknien. Sein Gesicht war finster, befehen, aber gedankenleer, und die Augen blickten ganz verwirrt. Durch die Zähne knirschte er: „Ich habe der Mutter auf dem Todbett versprochen zu wachen über deine Ehrlichkeit. Unsere Mutter blieb sechzehn Jahre in derselben Stelle.“

Die Schwester antwortete ganz gelassen: „Ich stehe der Mutter in meiner Arbeit nicht nach. Meine Ehrlichkeit ist vor Gott noch blank.“

Darauf führte der Bruder sie wieder hinaus und in die Promenadestraße. Vor einem vornehmen Haus blieb er stehen und sagte: „Ich will abwarten; paß aber auf, jetzt kommst du zu einem Regierungsrat!“

Helene lächelte unberührt.

Der Bruder verabschiedete sich; sie läutete.

Ein halb erwachsenes Mädchen mit spitzem Gesicht und Schleifen in den Haaren öffnete.

Sie ließ Helene im Treppenhaus stehen und lief nach der Mutter. Diese kam eben herunter mit der zum Fortgehen gerüsteten Magd. Sie schüttelten sich die Hände und nahmen wortreich Abschied voneinander, als würde das Trennen ihnen schwer. Doch Helene merkte,

wie unter ihren schweren Lidern hervor Blicke des Hasses, der Verachtung und der Wut kaum gehindert hervorbrachen. Schließlich stürzte das forteilende Mädchen mit schadenfroher Grimasse an ihr vorüber.

Die Frau aber wandte sich an sie mit unsicherm Lächeln und spürbarem Mißtrauen. Sie führte Helene in die Küche, wo schwere Kupferpfannen neben abgesplitterten Emailtöpfen hingen. „Meine Tochter Delschen weiß in allem Bescheid,“ erklärte die neue Herrin. „Sie haben ihr aufs genaueste zu gehorchen; ich selbst nehme mich nicht mehr um Einzelheiten an. Komm Delschen, unterweise die Neue!“

Das Mädchen von vorhin lief eilig herbei, stieß die Türe zur Vorratskammer auf und rief hineinzeigend: „Hier innen finden

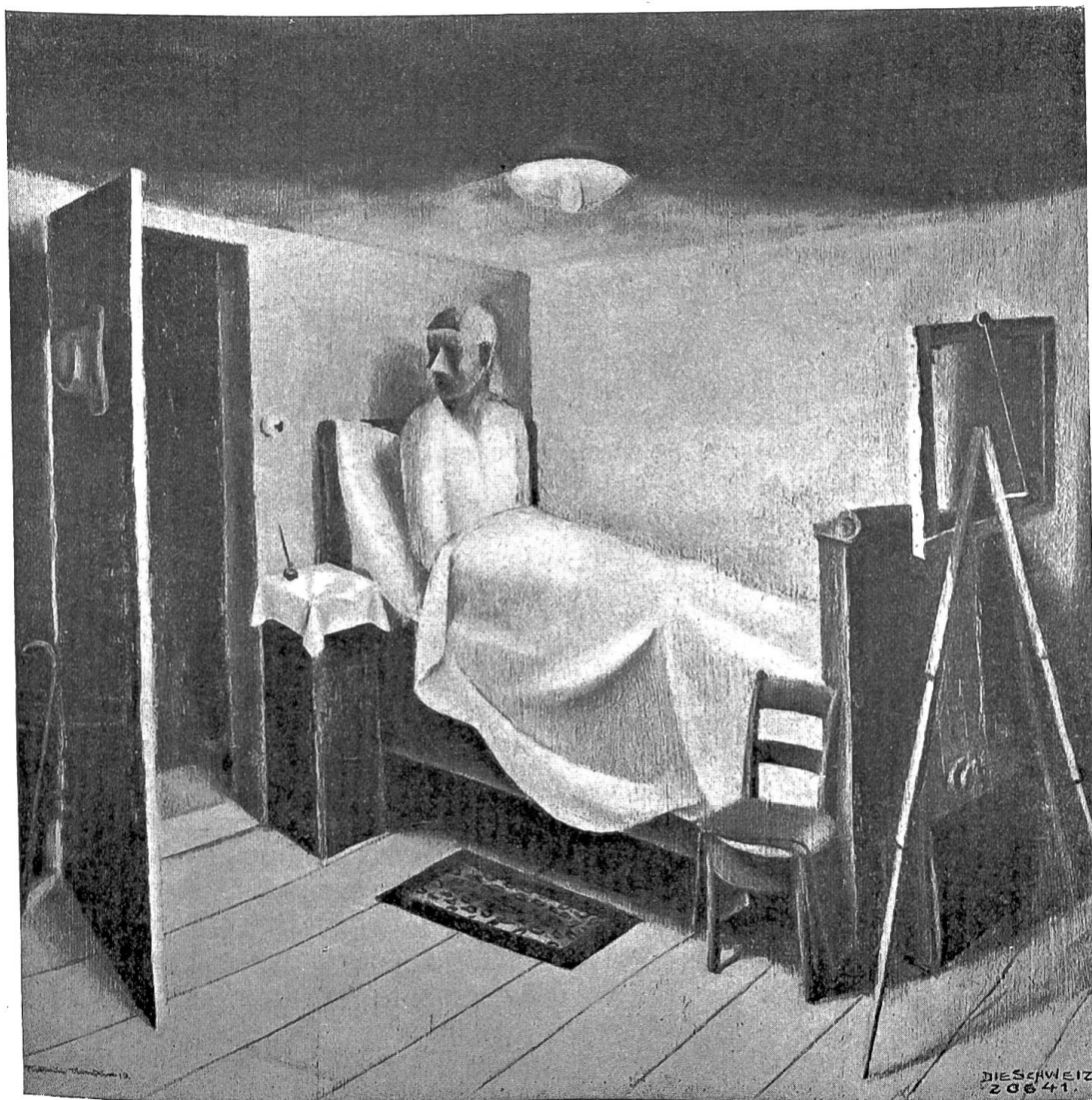
Sie alles, was nicht im Keller oder Estrich steht. Sie können ja selbst im einzelnen nachsehen. Für Zucker müssen Sie den Schlüssel erbitten. Gesottene Butter darf ohne Fragen nicht genommen werden; es ist aber, glaube ich, keine mehr da. Hier drin ist Soda,“ fügte sie hinzu und wies mit dem Finger auf den Sauerkräuterkübel. Helene dankte und lächelte.

Eine Glocke schrillte. Der Nachmittagskaffee wurde befohlen; der Regierungsrat bestellte Tee mit Eiern, für Delschen mußte Schokolade gerichtet werden.

Nachher mußte Helene zum Bäcker laufen. Später wurde sie noch zur Modistin geschickt.

Zum Abendessen meldeten sich Gäste.

Nun sollten in aller Eile zwei Hähnchen gerupft und ausgenommen, Forellen



Nikolaus Stoecklin, Basel.

Selbstbildnis. Delgemälde.

gesotten werden. Man mußte Reis waschen, Gurken ausnehmen, Tomaten säubern, Kapern hacken und Kälberzungen enthäuten. Man telephonierte, es läutete, man kam und ging. Befehle, kaum hingeworfen, wurden teilweise zurückgenommen und zum zweitenmal erteilt. Delschen stürzte in die Küche, unwirsch, weil sich ihr die Zeit zum Umziehen dadurch kürzte.

Im Augenblick hatte sie eine Menge Schüsseln und Töpfe hervorgerissen und übereinandergetürmt. Es fand sich im Nu keine Gabel, keine Kelle, kein Messer mehr. Sie griff ins Zimmet statt ins Pfeffernäpfchen, ließ Butter schwarz brennen, schlug ein faules Ei unter vier frische. Sie wollte in der Verwirrung die Hähnchen mit Kastanien füllen, weil ihr eine Gans in der Vorstellung schwebte. Schließlich verbrannte sie sich, weinte und lief aus der Küche. Da fing Helene an zu kochen.

Mit feuerheißen Wangen band sie später die weiße Schürze vor und eilte das Essen aufzutragen. Noch vor der Türe hörte sie die Regierungsrätin jammern: „Die Zungen sind zu weich geraten; es bleibt nur Gefaser im Munde zurück.“ Geschwind fiel Delschen ein: „Die Neue kann überhaupt nicht viel. Ich mußte alles selbst besorgen mit hundert Händen. Am Schluß hat sie mir noch die Butter schwarz werden lassen.“ Sie verstummte. Hochrot trat Helene unter die Türe; sie bediente mit verschlossenem Gesicht.

„Hören Sie,“ raunte ihr der Regierungsrat beim Vorübergehen ins Ohr, „ein andermal kochen Sie weicher, nicht wahr, ich kann mit dem Zeug nicht fertig werden!“

Nach dem Essen wusch Helene ab, putzte, räumte auf; saß mit aufgestützten Armen müde, fröstelnd am Tisch und wartete, um der Frau das Kleid aufnesteln zu helfen. Mitternacht war vorüber, als sie zu diesem Dienst endlich verlangt wurde. Beim Rückweg im Korridor klinkte leise eine Türe auf. „Eine heiße Limonade wäre mir jetzt noch lieb!“ flüsterte Delschen süß.

„Ich habe kein Feuer mehr,“ gestand die Magd.

„Eine gefällige Person scheinen Sie

gerade nicht zu sein!“ zischelte das Kind und schnappte wieder zu.

Helene stieg in ihre Mansarde hinauf. Es war ein dreiwandiger Verschlag mit abgeschragter Decke. Im Bett konnte man nicht aufrecht sitzen; durchs Fensterchen sah sie das Mondlicht über unzählige Dächer weggleiten; dann hörte sie die Uhren der Stadt hurtig und unordentlich durcheinanderschlagen.

Sie entkleidete sich und legte sich hin. Doch wollte der Schlaf nicht kommen. Die Decke lag wie Blei über ihr. Sie schleuderte sie fort und zog sie bald fröstelnd wieder an sich. Sie stand endlich auf, warf den Unterrock über, rückte den Stuhl ans offene Fenster und setzte sich still und müde darauf. Sie faltete die Hände überm Sims, legte die Wange hinein und blickte fromm in den Mond; das Herz schlug ihr unruhig und schwer.

Schlicht ging sie am frühen Morgen ihrer Arbeit nach; sie redete nicht viel, begriff rasch und maulte nie. Man gewöhnte sich an ihre Duldsamkeit und befahl bald fröhlich darauf los. Es wurde ohne Rückhalt getadelt und gezankt; denn die Furcht, die Magd möchte künden, verlor sich rasch.

Der Sommer verging, sie war schon allen unentbehrlich.

Im Herbst kam der Sohn von der Hochschule hergereist. Er besah sich gleich mit Staunen die Magd. Auf dem Abendspaziergang lobte er ihre schwarzen Zöpfe.

„Als ob!“ neidete es ihr Delschen; „blond finde ich viel hübscher. Man muß sich zu kämmen verstehen.“

„Wer Haare hat, braucht keine Schleifen!“ spöttelte der Student dagegen.

Er ging Helene nach, wenn sie in den Keller stieg; er stand dabei, wenn sie Äpfel besah, Rüben und Kohl im Sand vergrub, Eier aus dem Kalke hob.

Er ließ sich die Schokolade morgens ins Bett bringen und suchte mit der Hand ihre Schürze zu haften; aber sie wich aus, ohne die Absicht bemerkt zu haben.

Einmal beim Wäschehängen schob er sich unversehens unter einem Bettuch hervor und faßte sie um den Leib. Erschrocken ließ sie die Arme hängen, wurde dann plötzlich zornrot. Sie schlug ihm die



Alexandre Blanchet, Genf.

Markt in Sitten. Ölgemälde.

flache Hand derart über die Wange, daß sie sogleich rot anlief.

Beim Mittagessen mußte sich der Student mit Zahnschmerzen ausreden. Delschen sicherte nur so: „Ich habe wohl gesehen, wie Helene dich küßte.“

Die Magd stellte die Platte auf den Tisch, atmete und sagte hart: „Das Fräulein lügt!“

An diesem Abend konnte sie nicht einschlafen. Sie kauerte halb ausgekleidet auf dem Bett. Beim Licht der Kerze blätterte sie in einem Gebetbuch. Da hörte sie draußen an ihrer Türe herumschleichen. Es klopfte.

„Was ist?“ frug Helene.

„Mach auf!“ bat flüsternd der Student, „ich will gutmachen.“

„Es ist hier nur Schlimmeres anzurichten!“ gab sie hart zurück.

„Mach auf!“ befahl er.

Er rüttelte am Schloß. Sie fuhr nach den Strümpfen, um sie sich über die Beine zu ziehen. Einer der Zöpfe legte sich dabei quer über die Kerze. Sie achtete es nicht und schlüpfte in die Röcke. Da umloderte sie schon der volle Haarschopf. Entsetzt stieß sie den Kopf ins Kissen. Schmerz und Rauch machten sie augenblicklich etwas sturm. Die Kerze stürzte um. Als sie das Feuer am eigenen Leib erstickt hatte, brannte schon das Federbett, und Flammen beleckten das Mauerpapier.

Jetzt gab die Türe nach; der Student strauchelte blinzelnd in den Rauch.

„Du steckst das Haus über unsern Köpfen in Brand!“ schrie er erboßt und erschrocken.

„Wir müssen Wasser holen!“ stammelte Helene.

Da sprang das Fensterglas, die Lohe züngelte hinaus. Nachbarn wachten auf. Leute kamen die Treppe heraufgeeilt, der Student flog hinunter. Aus der Waschküche hatte die Magd den Schlauch hergeschleppt. Sie faßte den Hahn und ließ den Strahl aufzischen. Als man dem Feuer Meister wurde, blieb nur die Kammer mit allen Habseligkeiten leergebrannt; außerdem war der Dachstuhl etwas angeleckt.

Helene wankte erschöpft in die Küche hinunter. Eben läutete der Polizist, der kam, um Helene festzunehmen.

Nach den drei Wochen Untersuchungshaft, die folgten, konnten keine Beweise für absichtliche Brandlegung erbracht werden. Selbst die Voraussetzungen zu einem Verdachte fehlten. Der Vorwurf der Fahrlässigkeit aber und der daraus erwachsende Schaden traf nicht sie, sondern ihre Brotherren, die entgegen bestimmten Vorschriften in dem Verschlag für keine feuersichere Beleuchtung gesorgt hatten.

Das Mädchen wurde frei gelassen. Im Vorhof des Statthalteramtes wartete Alois seit angrauendem Morgen. Sein Schmiedehammer lehnte am Sandsteinfries. Als er die Schwester kommen sah, ganz in ihr wollenes Tuch gehüllt und dennoch fröstelnd, mit weißen Wangen, schwang er ihn seufzend auf die Schulter.

Sie frug erschrocken: „Warum hast du diesen mitgebracht?“

Er knurrte: „Ich könnte ihn brauchen.“ Seine Blicke wichen auf die Seite.

Da trat sie dicht vor den Bruder hin, legte seine Hand auf ihr Herz und sagte fest: „Bruder, ich bin unschuldig.“

Er antwortete bloß: „Komm heim!“ Entschlossen ging sie mit ihm.

Sie schritten über den Markt. Ein gutes Weib schenkte Helene einen Apfel. Es war eine Goldperlmäne, gelb, glatt, mit rotgeäderten Wangen. Sie roch daran und wog ihn in der Hand. Sie legte ihn an den Mund und konnte sich nicht entschließen, hineinzubeißen. Doch wurde ihr Herz über den hinausgesparten Genuß ganz froh und leicht, bis sie zufällig nach dem Bruder spähte. Da sah sie, daß sein Gesicht von finstern Entschlüssen verriegelt war.

Sie gingen zur Stadt hinaus. Die Bäume standen ohne Laub.

„Schau,“ flüsterte Helene, „jetzt wird es ihnen wunderbar leicht, die Arme zum lieben Himmel hinaufzustrecken. Gott hat sie selbst entblößt.“

Sie folgten dem schmalen Weg, der ins Moor hinein führte. Ein Wind blies kalt und heftig daraus entgegen. Es pff in der Luft, und leicht vereiste Pfützen frachten unter ihren Sohlen.

Aus dem Moor ragte ein Holzkreuz. Ein Christus aus geschwärztem Eisen hing daran. Die Wege liefen hier wie bei einem Spinnewebe auseinander. Wer



sie nicht kannte, konnte in Grundwasser geraten und einsinken.

Der Bruder zögerte hier überlegend; da warf sich das Mädchen gleich auf die Knie. „Herr,“ flehte sie lautlos, „meiner Seele ist bang! Sprich doch zu mir, sprich, sprich! Ach Gott, wie sollst du reden, sie haben dich ja tot gemacht!“

Auch Moïse betete bei sich: „Herr, verzeih uns unsere Sünden und gib, daß ich sie mit einem einzigen Streich umbringe.“

Dann sah er sich um. Es war ihm zu hell. Er warf sich in Trab, weit ausholend, nach dem Walde voraus.

Die Sträucher am Waldrand standen bereift. Bärte flatterten von den Tannen. Das Wasser schoß dunkel unter ihnen hervor, zischte, rauschte und wirbelte. Der Bruder eilte immer mehr. Die Schwester lief hinter ihm her. Sie lief im Banne, in der eisigen Umklammerung einer schrecklichen Erwartung, in unbezwingbarer, fürchterlicher Neugier. Ihr Herz zuckte nur noch. Ihre bloße Hand, die den Apfel hielt, war erstarrt und bläulich.

Dämonen hüpfen in den Wellen und tuschelten dem Bruder Böses zu. Er nickte mehrmals.

„Jetzt kommt's!“ dachte Helene mit klappernden Zähnen. Auf einmal schleuderte Moïse den Hammer von sich. „Wie soll ich nachher wieder mit diesem arbeiten?“ frug er geekelt.

Er stand so plötzlich still, daß Helene an seine Schulter prallte. Sogleich hielt er sie fest. Sie aber knickte unter seinem Griff weich und matt in die Knie.

Moïse sah sich um. Hier stand der Wald wie eine schwarze Wand, und mitten vor der Wand aufstrebend loderte in grünem Feuer eine junge Buche; denn ihre Blätter waren weder braun noch rot, sie waren

seltamerweise nur lichtgrün, wie in der ersten Knospenzeit.

„Ich will dich an deinen Zöpfen erhängen!“ schrie Moïse.

Er zerrte der Schwester das Tuch vom Kopf; es flatterte ins Moos. Er wollte seine Faust in ihre Haare schlingen, um sie vor die Buche zu schleppen. Er ballte sie schon und fuhr zurück, weil ihm ihr Schädel bleich und bloß entgegenblinkte. Er starrte verwundert auf das kahle Köpfchen, es war ganz klein, narbig und nackt.

Das Mädchen aber begriff nicht gleich. Entsetzen stand noch breit in ihren Augen. Sie löste die verkrampften Hände und tastete sich suchend an den Kopf. Dann brach ein Schrei aus ihrem Munde: „Kahl, kahl bin ich! Kahl wie ein Baum! Gott hat mich entblößt! Gott selbst hat über mich geurteilt!“

Sie lachte, sie tanzte, sie hüpfte im Wirbel wie toll umher. Sie schlang die Arme um den Bruder; sie küßte seinen finstern Mund und gab ihm einen Streich auf die Wange. Sie schürzte den Rock und stieg furchtlos hinein ins wilde Wasser. Mit nassen Schuhen sprang sie drüben durchs Moos. Er hörte sie krachend in den Apfel beißen.

„Wart doch!“ schrie er und begann am Wasser hinaufzulaufen. Da entschwand sie ihm. Er fing sich in Schlingen und fiel über Wurzeln. Keuchend raffte er sich auf und erreichte den Waldrand, heiß vom Rennen.

Da sah er sie über die Wiese laufen, schon klein in der Entfernung, noch immer tänzelnd. Zuweilen bückte sie sich, als ob sie Blumen pflückte und sie sich mit hohlen Händen über den Kopf ausschüttete; und ihre Stimme hörte er singen und jauchzen fern im Wind.

## Warnung

Vor dreien Dingen sei auf deiner Hut:  
 Daß einmal Keimmal sei,  
 Daß Volkes Stimme immer Gottes Stimme sei,  
 Und daß, was lange währe, immer gut.

Lisa Wenger, Delsberg.